

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 8

Artikel: Sebulon

Autor: Fankhauser, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Deutschland in Wort und Bild

Nummer 8 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 26. Februar 1921

— Schneeglöckchen. —

Von Friedrich Wilhelm Weber.

Schneeglöckchen, zartes Döckchen,
Im silbernen Röckchen,
In Gottes Dom du Küsterlein,
Wann läutest du den Frühling ein?
Die Primel und das Veilchen,
Die lauschen schon ein Weilchen;
Mägliche und Klee erwarten schon
Im neuen Kleid den Glockenton.

Nun läute balde, balde
Und ruf auf Feld und Hölde,
Im Garten und am Wiesenbach
Die Träumer und die Schläfer wach.
Sie kommen schon, sie treten
In Gottes Dom zu beten:
Und auch ein alter Klausner tritt
Barhaupt hinein und betet mit.

— Sebulon. —

Novelle von A. Sankhauser.

i

Als ich ihn zum erstenmal sah, trug er eine Brente voll Milch von einem Karren weg. Seine nackten Arme schangen sich um das breite Gefäß, so daß die Muskeln unter der weißen Haut zu harten Kugeln aussprangen. Die zusammengebissenen Zähne drückten eine Wut und einen Willen aus, die alle Großen zu verhöhnen schien und mich kleinen Gaffer dazu. Erschrocken stand ich still und starre ihn an.

Er aber stellte die Brente in der Sennentüche auf die hölzerne Bank, daß es dumpf dröhnte. In jeder seiner Bewegungen trockte die Kraft, aber jede war auch von der Kraft gezeugt. Und nun stand er mit breiten Grätschbeinen da, fasste mit jeder Hand die Kraftkugel des andern Oberarms, und die braunen Finger legten sich wie Spinnenbeine auf die weißen Ballen.

Wenn ich seine Augen ansah, mußte ich an überhängende Felsen denken, die dunkle Höhlen geheimnisvoll und trostig überschatteten. Ich sah die Augen nie. Sie starnten irgendwohin, abwegen von den Leuten. Aber ich sah die finsternen Brauen von weitem, blieb gebannt und fürchtete mich.

„Wer ist das?“ fragte ich einen Jungen, der gleich mir mit der Milchflasche nahe der Tür auf den Ruf des Sennen wartete, um seine wenigen Litterchen Milch aus dem großen Wägekessel zu empfangen. Der Junge sah mich einigermaßen erstaunt an und sagte dann obenhin: „Das ist der Sebulon.“

„So? Der Sebulon?“

„Ja.“

„Den Namen hab ich noch nie gehört.“

„Er heißt auch nicht so. Hat den gleichen Namen wie du. Aber man sagt ihm so. Einfach Sebulon. Der ist stark. Das sag ich dir. Du wirst ihn noch erfahren. Jeden Neuen, der in die Schule kommt, stellt er auf den Grind und klopft ihm den Hintern von oben. Wirst sehen.“

Ich hörte die seltsamen Eröffnungen des Kleinen nur halb und sah immerfort hinüber zu dem wilden, breitstehenden Kerl, der seine Oberarme mit den dicken Fingern umspannte und in eine unbestimmbare Ede starre.

„Also gleich wie ich heißt er?“ sagte ich mit halbem Atem.

„Ja, gleich wie du. Aber das wird dir nichts nützen. Er wird dich gleichwohl auf den Grind stellen und dich taufen obendrein, und wenn du dich wehrst, klopft er dich obendrein mit einem Geißhorn. Den roten Hans hat er auch getöfftet, wie der zuerst kam, und hat ihn untergetaucht, als er krachte. Verlaß dich darauf.“

Aber ohne zu hören sah ich hinüber zu dem schrecklichen Tyrannen. Da stieß mich der Junge mit der Faust in die Seite und wiederholte seine triumphierenden Worte: „Keiner schlüpft aus. Auch du nicht, wenn du schon seinen Namen hast.“

Ich prahlte, ohne ein Auge von Sebulon wegzudrehen! „Oh, ob er mich taufen wird oder nicht, das ist mir gleich... schau, schau!“ Ich rief es leise und bewundernd und fasste den Jungen am Arm. „Schau, schau doch!“

Sebulon war an die Reihe gekommen, seine Brete in den Wägkessel zu leeren. Mit zwei bedächtigen Schritten trat er an die Bank, fasste die Brete an, hob sie mit einem Ruck, der sich einzig in einem Aufspringen der weißen Kraftballen abzeichnete, trat wieder zwei Schritte vor, bis an den Kessel, beugte das linke Knie leicht und ließ den vordern Rand des Gefäßes ein wenig sinken. Weiß, sicher und ungebrochen rauschte der weiße Milchbach nieder, bis der letzte Tropfen sank und sicher, mit abermals zwei Schritten rückwärts tretend, hängte sich Sebulon die Brete mit dem inneren Steg ans Armgelenk; noch weißer und runder, mit blauen Nederchen gezeichnet, sprang da der Oberarm aus dem gerollten Ärmel. Aber scheu sahen die Augen des Sonderbaren auf den Wagebalken, und als der Senn die Wagzahl nannte, drehte sich Sebulon langsam herum, stampfte mit schweren Holzschuhen aus der Kütte und zog, ohne eine Ahnung davon zu haben, meine Blüte wie an Fäden mit sich heraus.

„He Buben, herbei, wenn ihr Milch wollt“; schrie da der Senn und wir fuhren heran, ließen uns die Literchen zumessen aus dem Milchsee Sebulons und machten uns schnell aus dem Staube.

Aber draußen sah ich, wie Sebulon mit seinem Hundekarren davonsprengte. Steine flogen in der Dorfgasse links und rechts davon. Der schwarze Hund bellte in wahnsinniger Freude und sprang bald quer vor den Karren, bald in den Straßengraben; aber im gleichen, steten Schleißschritt hielt Sebulon den Karren fest; ließ sich von der Hundekraft nicht herumzerrn, benutzte nur den rasenden Beller, um aufrecht und zurückgeweigt einen Trab von weiten Schritten und hohen Säzen zu nehmen, sah weder nach rechts noch nach links, wie auch die Steine stoben und die Buben schrien und stürmte an allen vorbei wie ein Windwirbel. Oben in der Biegung der Dorfgasse sauste das Gefährt um die Ecke und verschwand in der Abenddämmerung.

„Weißt du, von wem ich Milch habe, Großmutter?“ fragte ich, noch ganz benommen, als ich in die Kütte trat. „Vom Sebulon...“

„Vom Sebulon? „Wer ist nun das wieder...“ Sie musterte mich und sah meine Erregung wohl. Sie wußte nicht, wer Sebulon war. „Er heißt so wie ich und ist stark, fast so stark wie mein Vater und ist doch erst ein Schulbub. Er hat eine sehr große Brete gebracht, hat einen schwarzen Hund zum Ziehen und sprengt wie der Teufel.“

„Aha, das ist der Verdingbub vom Oberrindsberg. Soso, sagen sie dem Sebulon“, sagte die Großmutter verwundert und beugte sich über ihren Herd. Sie sah mein erstautes und erschrockenes Gesicht nicht, merkte nicht, daß mich das Wörtlein „Verdingbub“ wie eine Ohrfeige traf.

„Was? Verdingbub?“ wollte ich sagen. Aber es klang doch gar zu unglaublich, um weiter danach zu fragen. Stumm griff ich nach der Stubentür und überlegte: „So starke Verdingbuben hatte ich wahrlich bisher keinen ge-

sehen. Fast alle waren kleine und magere Büblein, die viel laufen mußten, früh aufstanden und spät ins Bett schlossen und immer am schnellsten den Tisch verließen. Und der starke Sebulon sollte einer von ihnen sein?“

Aber meinen Zweifeln kam die Großmutter alsbald zu Hilfe. „Er ist ein Verdingbub, der es besser haben könnte, hätte sein Vater nicht gelumpt und getrunken und sein Heim im Schnaps vertan.“

„O, da hatte ich nun meinen Kummer und durfte mich mit dem Bescheid in die dämmernde Stube setzen und warten. „Seltsam“, dachte ich, „der heißt wie du, und sein Vater, der tot ist, hieß wie mein Vater, und trank, obwohl er hieß wie mein Vater. Sein Bub ist nun Verdingbub, trotzdem er so furchtbar stark ist, viel stärker als ich jemals sein werde. Aber darum hat er auch solche Augen und schaut so finster drein und fährt durch das Dorf wie ein wilder Schwed. O, das konnte man begreifen, wenn der Vater alles vertrunken und ihn den Leuten gelassen hatte, damit sie ihn zum Verdingbuben machten.“

Es war eine bittere Geschichte.

„Großvater,“ sagte ich, als wir Licht machten und still um den Tisch sahen, Kartoffeln schälten und Milch tranken: „Großvater, ist wohl meines Vaters Vater stark gewesen?“

„Das weiß ich nicht mehr ganz sicher...“ Er trank einen Schluck.

„Aber mein Vater, der ist stark.“

Er sah mich unmutig an. „Nicht immer schwächen beim Essen.“ Nicht immer schwächen. So, ich verstand das wohl. Er sprach nicht gern von seinem Vater. Er hatte ihn gar nicht gern. Wußte es wohl. Mein Vater war ja auch eine Art Sebulon, der gern einen andern auf den Grind stellte und zuweilen finster dreinschautte. Also ich merkte mir: Nicht immer schwächen beim Essen. Aber nach einer Weile vergaß ich meinen Vorsatz und fragte wieder: „Ist meines Vaters Vater reich gewesen?“

„O ja, der ist reich gewesen!“ Er nahm wieder einen Schluck.

„Er war Senn...“ fuhr ich erfreut fort. Aber der weiße Mann freute sich nicht und antwortete mir hinfert mit Schweigen. Ich wußte aber alles, was ich wissen mußte. Mein Urahns, das war der reichste Senn im Lande, und der größte und der stärkste dabei. Sein Kopf war groß, seine Augen tief innen, seine Lippen wie eingeschnittene Narben im roten, bartlosen Gesicht, und wie Narben zwar, die fest verwachsen waren. Das Kinn stand vor, trostete mit roten Stoppeln und sandte zwei Hörner zu den Mundwinkeln hinauf. Und wie waren seine Schultern breit und die Arme dicke. Wie breit sah schon mein Vater aus... aber was war er gegen meinen Ahn. Er war nur sein kleines Abbild. Und sein Reichtum, das war wohl auch nur noch ein kleines Abbild.

Aber das gefiel dem Vater meiner Mutter nicht. Er wollte nichts davon wissen. Möchte er! Ich trug nicht seinen Namen.

Und ich ging zu Bett und träumte:

Sebulon sprengte mit seinem Hundekarren durchs Dorf. Ich stand am Wege und sah ihn heransausen. Er jagte auf mich zu, schien vorbeifahren zu wollen, sah mich nicht an. Aber nein: Auf einmal stand der Karren still. Die Faust

Sebulons reiht den Hund an der Leine heran, der Mund, der auf einmal aussieht wie verwachsene Narben im Gesicht, öffnet sich ein klein wenig und schreit dem Hunde zu: „Huha, Bari. He, Bub, steig auf den Karren. Kannst mitfahren.“

„Ob ich wollte,“ antwortete ich trocken.

Aber er weiß wohl, daß ich gern fahre, stiert mich mit seinen Augen an, nur ein wenig vom Weinen sehe ich aufleuchten wie einen Wetterschein, greift unvermutet mit einem furchtbar langen Arm nach mir und zieht mich an den Haaren zum Karren her an. Und ehe ich nur schreien kann, hebt er mich mit der Faust empor, setzt mich auf die

Brente, schreit seinem Hund „hü“ zu und rennt mit mir davon. Ich lache hinter seinem breiten Rücken und beiße mich in die Finger. Denn nun geht die Fahrt wie die wilde Jagd das Dorf hinauf, hinunter, immer zu und immer wieder, und die Buben johlen und schreien hinter uns her, die Steine fliegen hinter uns, neben uns, ich aber sitze fest auf meiner Brente und lachte. Ganz leise berührte ich Sebulons breiten Rücken mit meiner Zehenspitze, ganz leise nur, in Furcht, er könne es merken, dann aber lecker und lecker, und zuletzt stoße ich fest zu. Es macht mir Spaß, ihn zu necken.

Aber wehe mir: Er hat es wohl gemerkt. Seine Augen schielten ein einziges Mal, schief rückwärts, und der dicke, rote Hals bewegte sich ganz wenig dabei. Aber auf einmal, als ich stärker und länger stieß, stand der Karren still. Sebulon hakte den Hund von den Ziehhaften los und stellte die Stangen ab und ergriff mich bei den Beinen. In Angst sprang ich auf, aber schon schwang er mich durch die Luft, daß mich die Füße schmerzten und die ganze Welt vor meinen Augen wirbelte.

Dann stand ich auf dem Kopf. Die spitzen Steine stachen mich. Sebulon aber schrie: „Alles versoffen hast du. Dafür bring ich dich um. Was? Du hast es nicht getan? Ich will dich lehren. Ich bin der reichste Mann im Lande. Aber du hast alles versoffen...“

Er hörte nicht auf mein Schreien, sondern wiederholte immerzu: „Alles versoffen“: Und er wirbelte mich solchermaßen herum, daß ich meinte, mein Kopf werde wie ein Kreisel in die Erde gebohrt in wahnsinniger Drehung. Alles verschwand in einem grauen Nebel. Mir schwanden die Sinne. Ich erwachte nicht.

Aber traurig stand ich am Morgen auf und nahm den Vorwurf Sebulons schwer und unverstanden in den Tag hinein.



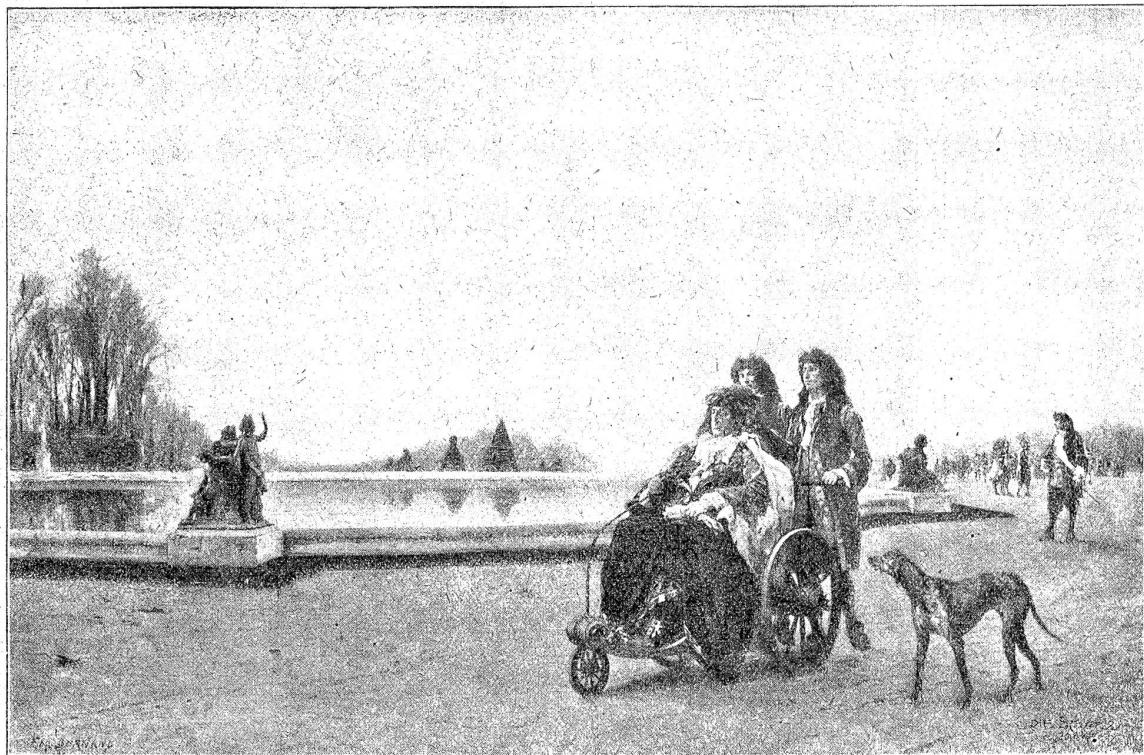
† Eugen Burnand auf seinem Landjude in Sépey bei Moudon. (Aufnahme aus dem Jahr 1911.)

Am dritten Tage darauf, als die Schule wirklich begann, trabte ich früh mit einem Rudel schon bekannter Buben aus dem Außerdorf dem Schulhaus zu. Wie wir in die Höhengasse einbogen, sahen wir schräg an der grünen Talwand über uns auf einem schmalen Fußsteig mit langen Schritten, ein wenig in die Knie fallend, Sebulon heruntereilen. Sein Kopf war gesenkt, die Daumen in die Achselhöhlen gehakt.

Zwei Buben johnten ihm entgegen, ein dritter folgte, schließlich ein ganzer Kreis, und alle sagten und gröhnten dasselbe: „Sebulon, dort unten kommt ein Neuer, den mußt du taufen.“ Und sie schrien alle in einem lauten Chorus: „Jetzt wird einer getauft: He, Sebulon, nimm ihn: Dort kommt er!“

Zaghafte waren meine Beine vorangezittert. Denn noch erschraf ich im Gedanken an meinen Traum, noch hörte ich den Vorwurf, den ich nicht verstand, und ich sah den finstern Knaben mit einem Schuldgefühl herunterkommen. Er war so schweigsam wie ein Großer, und ich sah genau, was er tat. Seine Schritte umfaßten immer zwei Bubenschritte. Immer zwei Trippelschritte der Jüngelchen kamen auf einen Schritt Sebulons. Sie sahen alle zu ihm empor, einer wie der andere, hatten ihre Köpfe im Nacken wie Bittende und schmeichelten mit furchtsamen und untertanigen Stimmen. Er aber schien keinen von allen zu sehen. Obwohl sie in einem fort sprachen, schwieg er beharrlich, stierte unverändert düster unter den tiefgesenkten Brauen hervor und ging seinen Weg.

Da fühlte ich Mut und näherte mich der Gruppe. Aber kaum sahen mich die Gesellen herankommen, so sprangen sie förmlich an Sebulon empor: „Jetzt ist er da. Jetzt nimm ihn.“ Er kam immer näher. Er sah niemand, auch mich nicht. Als er ein halb Dutzend Schritte nahe war, ersann meine Furcht ein bisschen Hohn: „Nimm mich!“ rief ich



† Eugen Burnand: Sonnenuntergang. (Letzte Tage Louis XIV.)

hinüber und schlitterte dabei. Und als er nichts hören wollte, schrie ich lauter: „He, Sebulon, wenn du darfst, so nimm mich.“

Aber meine Rufe nützten so wenig wie das Schreien der ganzen Horde. „Er wird dich schon noch nehmen,“ verhießen mir ein paar besonders enttäuschte Brüderchen. „Wart nur, bis wir zum Schulbrunnen kommen.“ Und sie sagten sich den Trost zu: „Er wird ihn auf dem Schulhof taufen. Wartet nur.“

(Fortsetzung folgt.)

† Eugen Burnand.

Am 4. Februar dieses Jahres starb als 71Jähriger Eugène Burnand, nach Ferdinand Hodler wohl der markanteste Künstler, den die Schweiz verloren.

Burnand wurde 1850 in Moudon im Kanton Waadt geboren. Er wollte in Zürich Architektur studieren. Ein inneres Müssen trieb ihn zur Kunst. In Paris bildete er sich zum Maler aus. Die Tochter des bekannten Kupferstechers Paul Girardet wurde seine Gattin; an ihr hatte er eine Lebensgefährtin, wie sie ein Künstler haben muß: gläubig, hingebend mit reisem Verständnis für seine Kunst. Paris ward die zweite Heimat Burnands; hier wohnte und arbeitete er während eines großen Teils seines Lebens. Sein Pariser Atelier wurde, wie aus den Zeitungen bekannt, vor Jahren durch ein Brandunglück heimgesucht, wobei wertvolle Arbeiten zugrunde gingen.

Einen Teil des Jahres verbrachte Burnand in der Schweiz und zwar auf seinem Landgut in Sépen, einem Dörfchen am Jorat bei Moudon. Die Landschaft von Sépen ist uns bekannt aus vielen seiner Bilder. Der „Bauernhof im Jorat“ (1882) und der „Bauer“ (1894) bezeugen sie. Am eindrucksvollsten aber hat der Künstler sie dargestellt auf einem seiner letzten großen Werke, „Feldarbeit am Jorat“. Das Bild ist eine Art Apotheose auf die schwe-

izerische Heimat. Die riesige Leinwand — sie hat 6 Meter Länge und 2,7 Meter Höhe — zeigt im Vordergrund einen pflügenden Bauer; der Pflug ist mit einem Ochsenpaar und einem Pferde bespannt, ein Knabe schreitet als Lenker nebenher. Mittel- und Hintergrund sind ganz der Landschaft gewidmet: Ein breites, wald- und wiesenreiches Tal (Bronetal) liegt vor uns; der Horizont ist begrenzt durch gradlinige bewaldete Hügelrücken, darüber ruht ein hoher, wolriger Himmel. So lag die heimatliche Landschaft vor Burnands Augen.

Der Künstler war auch mit der südfranzösischen Landschaft vertraut. Familienbeziehungen führten ihn häufig in jene Gegend. Er warf sie mit leichter Hand auf die Leinwand und belebte sie mit Pferden, Eseln, Kindern und Schafen und den dazugehörigen Hirten. Burnand war ein geschickter Tiermaler; er wetteiferte hierin mit Röller, ohne indessen dessen Kraft im Ausdruck der Bewegung zu erreichen.

Mit scharf zupackender Geschicklichkeit bearbeitete er auch die Alpenlandschaft. Bilder wie der „Stier“ (1884) und der „Weidwechsel“ (1890) bezeugen seine Vertrautheit mit der Hochalpennatur; sie sind gleichzeitig ein Beweis seines hohen Könnens als Tiermaler. Der „Weidwechsel“ hängt bekanntlich im Berner Museum. Überlebensgroß schreitet da der kraftstrotzende bärige Senne, das hochgetürmte Räf mit den Milchgeschirren tragend, dem Betrachter entgegen. Hinter ihm die gewaltige Leitkuh mit der Treichel, und in gedrängter Verkürzung, voll von glöckenschwingender Bewegung, die ganze Herde. Das Bild fesselt durch seine Lebenswahrheit, es dokumentiert den vortrefflichen Beobachter und gewandten Zeichner, der den „fruchtbaren Moment“ sicher erkennt und rasch gewinnt.

Diese Gewandtheit im Konzipieren einer Handlung, verbunden mit einer sicheren Hand für Komposition befähigen ihn in hohem Maße zur Darstellung historischer und dramatischer Stoffe, zum Historienbild. Schon seine „Feuerspriße“ (1879) deutet darauf hin. Es ist dies das wirkungsvollste Werk seiner Frühzeit, in ungezählten Reproduktionen bekannt